Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1927)
Heft: 8

Artikel: Reisen : Bekenntnisse eines Kleinbürgers
Autor: Schibli, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758298

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Reisen

Bekenntnisse eines Kleinbürgers

Von Emil Schibli

Seit zehn Jahren zog es mich fort. Während zehn – ich sage zehn, vielleicht sind es aber zwanzig Jahre, hab ich mich hundert- oder tausendmal von den täglich betretenen, engen und immer wieder durch denselben kleinen Lebensbezirk führenden Pfaden weggesehnt nach den Geheimnissen der Fremde, nach den Wundern der Welt. Freunde, welche das Glück hatten, reisen zu können (wie ich dazu komme, solche Freunde zu haben, ist mir eigentlich nicht recht klar), schickten von weither, aus nördlichen und südlichen Zonen Ansichtskarten, erzählten, wieder heimgekommen, märchenhafte Erlebnisse – neulich noch einer von Tunis – oh! und ich hocke immer fest, schreite meine Insel der Gewohnheit in die Kreuz und die Quere ab, arbeite, esse und lege mich schlafen. Es wird Tag, es wird Nacht. Es wird Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Tage fallen wie Tropfen von der Dachrinne, werden zu Wochen, Monden und Jahren. Silvesterglocken läuten. Man feiert Geburtstag. Man hilft Ostereier färben und Maibowle trinken. Man tut seit langem so, Jahr für Jahr. Erste, unfreundliche Zeichen einer Gicht, mit der man einmal herumseufzen wird, zeigen sich, erste Silberfäden im Haar ... Man wird plötzlich sehr schnell alt. Aber man geht, weder mit Tapferkeit noch mit Bangen, den täglichen Weg und tut seine tägliche Pflicht und isst – Gott sei Dank dafür! – sein tägliches Brot. Es gibt also lange Zeiten, wo man seine eingeborne Sehnsucht nach dem Geheimnisvollen und Zauberhaften, nach dem Wunderbaren vergisst wie alte Liebesbriefe in einer selten geöffneten Schublade. In diesen Zeiten hat man Ruhe vor seinem kleinen Dämon, der sich ja allerdings selten schlimmer als ein kleiner, gewissermaßen spasseshalber ein wenig Rauch machender Vulkan benimmt. Nein, es fehlt einem dann weiter nichts, und man setzt sogar ein wenig Fett an. Immerhin, dieser verhältnismäßig billige Trost körperlicher Rundlichkeit und speckiger Fülle erscheint einem doch beizeiten wieder fragwürdig. Was mich anbetrifft: Ich bekämpfe ihn so schlecht und so gut wie andere Mängel auch.

Man sieht, dass es mir an des Leibes Notdurft nicht fehlt. Weder hungere noch durste ich. Ich erhalte, als Festbesoldeter, meinen gleich-

mäßigen Monatslohn, und es ist mir beispielsweise möglich, täglich eine billige Zigarre zu rauchen, ohne dass meiner Familie deswegen etwas abgeht. Auch vergisst meine gute Frau nie, jeden Sonntag, wenn wir eigentlich schon reichlich satt sind, noch ein süßes Dessert zu servieren, welches wir, weil es unseren Verhältnissen entspricht und wir nichts dafür können, dass nicht alle Leute ein Dessert bekommen, in Ruhe verzehren. Dass wir uns auch in andrer Weise vorsehen, ein Budget aufstellen und Haushaltungsbuch führen, bedarf keiner Erläuterungen. Wenn ich aus diesen Tatsachen das moralische Fazit ziehe, so muss ich sagen: ich darf nicht undankbar sein. Ich bin es auch nicht. Nein, ich darf ruhig behaupten, dass ich ein von manchen leichtfertigen Luftibussen als spießbürgerlich verspottetes, ja verhöhntes und doch so behagliches Klein-aber-mein-Dasein durchaus nicht verachte, und ich würde schlankweg lügen, wenn ich einen starken Hang zu Hausbackenheit und Philistrosität nicht wahr haben wollte.

Damit, nach diesem Bekenntnis, ist meine Zwiespältigkeit, mein unschöner Hang, Sehnsüchte zu haben und Ruhe zu lieben, also zwischen Extremen hin- und herzuschwanken, aufgedeckt. Ich könnte von mir sagen, dass ich einem Pendel gleiche, welches ebenfalls hin- und herschwingt, immer wieder vom Ruhepunkte inmitten seiner Schwingungsweite angezogen wird und doch in ihm nicht zu verharren vermag, solange nämlich das Uhrwerk läuft. Und ich denke, es kommt ja nicht ganz von ungefähr, dass in meiner Arbeits- und Rauchstube eine hundertjährige, geblümte Schwarzwälderin hängt, deren leuchtend messingene Pendelscheibe ruhig auf dem selben Fleck steht, obgleich das Uhrwerk nicht tot, sondern nur alt ist. Hier ist ein Ding, das seiner Natur nach eine andere Bestimmung hätte, nämlich sich zu bewegen, zur Ruhe und ins Gleichgewicht gekommen. Gratuliere! Aber manchmal, im Vorbeigeh'n, gebe ich dem Pendel doch spielenderweise einen kleinen Schubs. Dann schwingt es ein wenig: tick – tack – tick – tack – und schläft wieder ein. Dennoch – und hier wird eben der heimliche Zweifler in mir wieder wach –: Wer weiss, ob die Uhr nicht doch, vielleicht sozusagen unterirdisch, die Sehnsucht und den Wunsch hat, zu geh'n? Das sind heikle Dinge, wenn man darüber nachdenkt.

Ähnlich wie mit der Uhr ist es mit mir. Ich konnte kaum daran zweifeln, dass ich noch Sehnsüchte hätte, harmlose und weniger harmlose. Und jetzt, seitdem ich auf Reisen war, ist das alles noch viel deutlicher geworden und mein kleiner Dämon – ich will nicht spotten, da sei Gott vor! – hat mir das Philisterhütlein mit heißem und geradezu gewalttätigem

Atem vom Kopfe geblasen, und ich weiss, in halbem Stolz und halbem Schrecken, dass ich, falls es erlaubt ist, diesen Vergleich ein zweites Mal zu gebrauchen, dass ich noch keineswegs ein erloschener Vulkan bin.

*

Es war nicht leicht und nicht einfach für mich, das Gesetz der Schwere, welchem ich offensichtlich stärker unterworfen bin als manche andere, zu überwinden, nein, es brauchte wirklich eine sehr große Anstrengung dazu. Und als ich dann endlich soweit war, zu wissen, dass ich nun tatsächlich reisen würde, als ich, mit vielen munter und sogar kühn dreinblickenden Reisegefährten in der Halle stand und auf den Zug wartete, da war mir eigentlich miserabel zumute und ich kam mir so sinnlos vor wie selten. Wozu denn nun diese gewaltsame Entwurzelung, dieses Ausreißen aus dem Gewohnten? dachte ich. Wie konnte ich fragen? Das eben, entwurzelt zu werden, davonzufliegen wie der Same eines Löwenzahns, für die Seele neuen Boden, neue Erlebnisse zu suchen, das hatte ich doch gewollt! Ja, dieses Erlebnis sollte in mich fahren wie eine Pflugschar, dass meine Erde, meine Seele jungfräulich und keimfeucht den Samen des Neuen empfangen und, zum andernmal, wieder Korn reifen konnte, vielleicht dreißigfältig, vielleicht sechzigfältig, und vielleicht, wenn Gott es wollte, hundertfältig! Hatte mein Acker nicht lange brach gelegen? Hatte mir die Sehnsucht nicht immer zugeflüstert, dass dieser Boden, meine Seele, noch tragfähig und keineswegs, wie ich oft glaubte, unfruchtbar geworden sei? Ein großes Erlebnis müsste der Sämann sein, flüsterte die Sehnsucht, mehr brauchte es nicht.

Nun war es da und das Ferne war nah und der Traum war Wirklichkeit geworden. Weswegen war ich nun nicht froh wie die andern, warum schäumte ich nicht über, drückte mich vielmehr bekümmert beiseite, stand unbeteiligt im Trubel? Hatte ich Angst? Und wovor? Wenn ich jetzt überdenke, wie es gewesen ist, wenn ich jene Stimmung zurückzurufen versuche, so gelingt es mir zwar ganz gut, sie vergleichsweise wieder herzustellen, aber es gelingt mir nicht, sie zu untersuchen, in sie einzudringen. Ich kann nur feststellen, dass ich mir selber sehr fremd war, dass ich sozusagen wie ein Bettler vor mir stand, der einmal bessere Tage sah, und welchen nichts als die äußerste Not zwingen kann, sich bloßzustellen und um ein Almosen zu bitten. Sicher ist, dass es eine unendlich wehe Stimmung war, welche mich ganz durchtränkte, und um mich gegen außen zu schützen, begann ich alle diese munter und kühn dreinblickenden Reiseteilnehmer mit großer Inbrunst zu hassen.

Auch Freunde, welche mir zum Abschiede die Hand drückten und gute Reise wünschten, beachtete ich kaum, nein, ich machte in meinen Gefühlen für sie und die Mitreisenden nicht den geringsten Unterschied, sondern wünschte kurz und bündig, dass sie allesamt der Teufel holen möchte. Ich verkroch mich dann in eine Coupéecke und starrte, sobald das Gepäck verstaut war, teilnahmslos durch das Fenster, völlig gleichgültig gegen das Hurra, das es bei der Abfahrt gab. Und ich sehnte mich sehr auf die engen Pfade der täglichen Gewohnheit zurück und schmeichelte diesen Gefühlen dadurch, dass ich zu rechnen und mir im Stillen Vorwürfe zu machen begann. Ich schalte hier ein – es ist vielleicht nicht unwichtig –, dass es unrichtig wäre, mich für einen wohlhabenden Mann zu halten. Meine Umstände sind durchaus kleinbürgerlich und gar nicht sehr weit von der Grenze der Armut entfernt. Oh nein, ich kenne das Leben, den Boden und die schwere, herzbedrückende Luft der Armut gut genug! Lange trieb ich in ihren trüben Wirbeln, und nur mit äußerster Anstrengung und mit einem Magnetstück milden Glückes, das ich erwischte, gelang es mir, der verhängnisvollen, vernichtenden Strömung endlich zu entkommen und ein menschenwürdiges Dasein zu erlernen. Und diese Leere meiner Kindheit und Jünglingszeit, dies lange Ausgestoßensein aus den Freuden, welche Geld kosten, erklärt nun vielleicht meine Begierde nach diesen Freuden ein wenig, erklärt vielleicht auch meinen Hass gegen die Unbekümmerten und Kühnen, und das Misstrauen, welches aus diesem Hasse gegen alle Bevorzugten emporkeimt, dieses Misstrauen, das in den dunklen Kammern meiner bösen Jahre immer noch reichliche Nahrung findet.

Aber ich sagte, dass ich rechnete und mir Vorwürfe machte. Ja. Ich rechnete aus, was alles ich mit dieser Reisesumme hätte anfangen können, und ich sagte mir, dass ich diese paar hundert Franken von Rechts wegen nützlich hätte verwenden müssen. Nützlich verwendet wäre das Geld dann, wenn ich es für kranke Tage auf einer Bank deponiert, notwendiges Hausgerät angeschafft und meiner Frau ein neues Kleid gekauft hätte. Nützlich verwendet wäre das Geld vielleicht auch gewesen, wenn ich für mein Gliederreißen eine Badekur gemacht und die Krankheit auszuheilen versucht hätte. Diese Reise hingegen ist ein höchst unwirtschaftliches Unternehmen, sogar, nüchtern betrachtet, ein Leichtsinn, welcher meiner ernsthaften und soliden Lebensauffassung im Grunde genommen nicht hätte unterlaufen dürfen. Denn mit Göttern soll sich nicht messen irgendein Mensch.

Indessen hatte mich das Leben doch bald, ob ich wollte oder nicht,

ergriffen, geschüttelt und gerüttelt. Schließlich fuhr ich ja nicht wie ein melancholischer König im Sonderzug, ja nicht einmal eigentlich als Privatperson; ich fuhr als Teilnehmer an einer für viele geplante und nun angetretene oder – gefahrene Reise, und war als solcher sofort erkenntlich durch ein Abzeichen im Knopfloch meines Rockkragens. Und als man sich nach einer Weile des Beisammenseins im Coupé vorstellte, durfte ich doch kein Knote sein, sondern hatte, soviel verstand sich von selbst, das kleine Geheimnis meines Namens eben auch preiszugeben. Damit hatte es aber sein Bewenden nicht. Die Menschen sind, jeder weiss es, in ihrer überwiegenden Zahl gesellige Wesen, und auch ich war ja im Grunde recht froh, aus meiner steckköpfig gewollten Einsamkeit herauszugelangen, um endlich irgendwie in Fluss zu kommen.

Es war da eine junge Frau, die mich besonders aufs Korn genommen zu haben schien, mich scheinbar als einen Hanswurst betrachtete und auch demgemäß mit mir umging. Das war Grund genug für mich, meine Schüchternheit fahren zu lassen, meiner Gegnerin womöglich zu beweisen, dass ich denn doch der einfältige Kerl, für welchen sie mich hielt, nicht sei, sondern im Gegenteil ein ganz passabler und schlagfertiger Witzbruder. Jawohl, meine Schöne, dachte ich, in mir sind dessenungeachtet (was sich auf meine vorhergehende Stimmung bezog) noch etwelche Energien aufgestapelt, und man kann mit mir (das wirst du gleich sehen!) durchaus nicht nach Belieben umspringen. Ich setzte mich also zur Wehre und hatte die Lacher bald auf meiner Seite und die Frau musste ihre Angriffslust aufgeben und sich für die Verteidigung einrichten. Dabei merkte ich oder glaubte zu bemerken, dass ich ihr zu gefallen begann, sie witterte den Mann in mir, war es zufrieden und ich auch. Ja, so kann es einem gehen. Überdies fuhren wir nun ins Hochland, in die Voralpen hinein und hatten eine Weile lang mit dem Ansehen herrlich in der Sonne blitzender Schneegipfel genug zu tun. Dann kam auch bald einmal die Grenze heran, wir mussten unsre Pässe vorweisen und bezeugen, dass wir nichts Verzollbares in unseren Koffern mitführten. Hierauf wurde uns der Schweizerboden unter den Füßen weggezogen und wir fuhren auf italienisches Gebiet hinüber. Sei dem wie ihm wolle. Jedenfalls war aus mir inzwischen ein völlig veränderter Mensch geworden. Ich quoll von Spässen über und trieb es vielleicht jetzt zu bunt.

*

Wir waren die Nacht durch der italienischen Küste entlang gefahren. Im Morgengrauen sah ich das Meer. Es lag grünlichweiß, und von

kleinen Schaumwellen überdeckt unter einem wolkigen, graublauen Himmel. Zwischen dem Meer und der Bahn zog sich, ein paar Steinwürfe breit, die gelbgraue, ziemlich flache und von einer kurzen, harten, stumpfgrünen Grasart bewachsene Küste hin. Nahe der mäßigen Brandung ritten zwei Männer auf Eseln, vielleicht zum Markte in die nächste Stadt. Luft und Meer, Land in seiner einfachsten Form, zwei Tiere und zwei Männer, das waren die Elemente dieses Bildes, eines erhabenen Bildes, welches ich nicht mehr vergessen werde.

Am Nachmittag wurden wir in Brindisi eingebootet. Das Meer war bewegt, der Himmel dunkel drohend, die Sonne stechend. Ein unheimlicher Wind wehte über Deck, heulte in der Takelage. Der Hafen war fast leer. Rot aufglühende Mauern und Lagerhäuser, weiter draußen vielleicht ein Fort, waren auf schmale Landzungen hingebaut. Grüne Blinkfeuer zuckten auf. Es war kein lieblicher Anblick. Ich musste an die Züge Mussolinis denken. Wer kennt den Hafen von Brindisi in Gewitterstimmung? Ist mein Vergleich lächerlich?

Das Meer wurde zusehends unruhiger. Nun liebe ich zwar nichts so sehr als sturmbewegtes Wasser. Wenn mir trotzdem nicht heldisch im Gemüte war, wenn ich meinen Zustand mit sehr reduziert bezeichnen musste, so kam das auf das Konto der langen Eisenbahnfahrt; aber jedenfalls lag mir nicht im Sinne, seekrank zu werden. Inzwischen hatte das Schiff, ich möchte sagen ins Horn gestoßen, den Elementen seinen Kampfruf zugebrüllt. Der Dampfer schwamm. Sein Körper zitterte vor Anstrengung, er arbeitete mit allen Kräften. Der schwarze, eiserne Bug hieb die Wucht der anprallenden, hoch und weiß gischtenden Wogen wie ein Held entzwei, schaffte sich Bahn, kämpfte sich vorwärts, zog den Rumpf in die Lücke nach. Auch das Heck musste mit, obgleich es schien, ihm wäre die Anstrengung allzugroß. Es gebärdete sich so, als ob es den Atem verlieren wolle, hob und senkte sich gleich einem Brustkasten mit keuchenden Lungen.

Die Nacht stieg über dem Meere herauf. Das Brausen des Windes wurde stärker. Die Wogen hoben sich, senkten sich, fletschten, bissen wütend auf das Schiff ein und brachen am eisernen Rumpfe die Zähne aus. Ich saß auf der Reeling und sah, selber aufgewühlt, mit tierwachen Sinnen dem prachtvollen Kampfe zu. Nicht seekrank werden! befahl ich mir. Es ist wunderbar, in dieses sturmkochende, schwarzblaue und blauweiße Wassertoben hinabzusehen. Ah, das ist also, mein Lieber, das Meer. Die Mutter der Erde, zornig jetzt, bebend, Medea im Seelenkampf um das Leben ihrer Kinder! Aber keine Literatur jetzt. Wir sind den

Elementen anheimgegeben, denken wir Natur. Trinke, lebendige Brust, den salzigen Atem des Meeres!

Neben mir lehnt eine Reisegefährtin, ein junges Mädchen, mir von einer früheren, flüchtigen Begegnung her beiläufig bekannt. Ihr deklamiere ich meinen Hymnus an das Meer vor. Wobei mir zusehends elender wird. Von der Magengrube herauf steigt es. Mein Puls schlägt verlangsamt. Das Herz hat sich der Empörung bereits angeschlossen. Nun ist es Zeit, meinen Heldengesang zu beenden. « Ich glaube, es schickt sich für mich, abzudanken, » sage ich zu dem jungen Mädchen. « Gute Nacht. »

Und dann war ich also seekrank. Ich lag ausgepowert und ziemlich elend auf meiner harten Kabinenpritsche, erbrach gegen Morgen nichts mehr als Luft und fühlte mich während der Pausen, wo mein Magen nicht rebellierte, leicht wie ein Engel. Am nächsten Morgen war ich böse auf mich. Es half natürlich wenig, nein, es half nichts. Jedesmal, während der ganzen Reise, wurde ich kleinmütig und bescheiden, sobald das Meer unsern Kahn zu schaukeln begann. Und gerade auf die Meerfahrt hatte ich mich besonders gefreut! Aber ich habe genug davon. Ich habe auch auf dem Meere erfahren müssen, dass ich, meiner wahren Natur nach, ein stabiler Mensch bin, und zum Herumstreifen in fremden Elementen wenig tauge. Ich kann nicht wie Paul Morand ausrufen: « Rien que la Terre! » Nein, die Entfernungen sind für mich nicht kurz, sondern ungeheuerlich, phantastisch und schreckenerregend. Aber ich wollte von diesen Dingen eigentlich nicht hier, ich wollte später über sie schreiben.

Wunderbar war das Schiff! Heldenhaft, wie es mit seinen 1800 PS durch diese Wasserwüsten sich Bahn brach. Nie verlor es den Mut. Tag und Nacht arbeitete es und fuhr und fuhr, obgleich wir nichts sahen als ringsum die bedrückende Leere des Meeres. Aber das Schiff wusste seinen Weg. Es wusste, dass Land kommen musste, liebe, heilige Erde, die dem Menschen von Gott gegeben ist, damit er sinnvoll und bedachtsam darauf leben möge. Oh, es muss Gott selbst gegraut haben vor der Unendlichkeit des Meeres, als er zu Noah die Worte sprach: Und soll hinfort keine Sintflut mehr kommen, die die Erde verderbe.

*

Wahrscheinlich um mich Furchtsamen mit furchtbarem Hohn und unerbittlicher Grausamkeit zittern zu machen, hat das Meer mich die Tragödie des kleinen Vogels sehen lassen. Das Tierchen hatte sich, vielleicht ermüdet von einem Fluge, auf die Bank eines Rettungsbootes gesetzt. Hier entdeckte ich es, mitten auf hoher See. Es saß da, heftig

atmend und offensichtlich völlig ermattet. Ich ließ es natürlich in Ruhe, hielt mich in gemessener Entfernung und hütete mich, das zarte, kleine Geschöpf zu ängstigen. Plötzlich, und ohne dass ich ihn auf den Vogel hätte aufmerksam machen können, kam von der andern Seite ein Matrose herbei. Da flog der Vogel davon, hinaus aufs Meer. Er flog scheinbar mit fabelhafter Kraft. Aber es war ein Kampf ums Leben, es war die Kraft der Verzweiflung. Ich sah: je mehr er sich ausgab, um so eher würde er verlieren. Und ich sagte: So komm doch, kleiner Vogel, wieder auf das Schiff zurück! Niemand wird dir, niemand darf dir etwas tun. Aber er schien die Menschen mehr zu fürchten als das Meer; er kam nicht. Tiefer wurde sein Flug, näher kam er dem Wasser. Sieh, nun schaukelt er auf einer Woge. Aber er war kein Wasservogel, und er mochte, mit rasend pochendem Herzen, fühlen, dass die Woge ihn verschlingen wollte. Da riss er sich los und hob sich empor. Und verzweifelter flog er dem Schiffe nach und versuchte, sich auf ein nachschleppendes Tau zu setzen. Es gelang ihm nicht. Von neuem sank er ins Wasser, sank und starb.

Friss, gierige Bestie! dachte ich. Kannst mich ja auch haben, bitte! Leben ist dazu da, dass es verschlungen wird, nicht wahr? Jawohl, die Empörung hatte mich keck werden lassen. Aber das Meer lachte nur, schüttelte sich vor Lachen und ließ mich seekrank werden.

Ich will nicht kleinlich sein. Dass ich Delphine springen und vor dem Bug des Schiffes schwimmen und spielen sah, habe ich doch auch dem Meer zu danken. Es war ein Anblick, der sich nicht weniger tief in die Seele eingrub als die Männer auf den Eseln im Morgengrauen, ein Anblick, welcher zu den wenigen Dingen gehört, die man vielleicht als Visionen des Lebens noch einmal ans innere Gesicht zu heben wünscht, bevor der Tod ganz nahe an einen herankommt.

*

Ein völlig traumhaftes Erlebnis war Santorin. Das war keine Wirklichkeit mehr, das war ein Märchen aus Tausendundeine Nacht. Nichts anderes. Ich befand mich nicht an Deck, sondern in der engen, halbhellen Kabine. Zufällig sah ich durch die Lucke. Was sah ich? Über karminroten Felsen eine weiße Stadt! Phantastisch übereinander gewürfelt. Ich rannte auf Deck. Fabelhaft! Unmöglich! Maul halten! Staunen! Und ich staunte. Von dem kleinen Hafen mit ein paar Häusern klettert zwischen den roten Felsen ein gepflasterter Treppenweg zu der Stadt hinauf. Man sah einige Eselreiter. Niemand ging zu Fuß.

Schwüle Hitze brütete über den Steinen, als wir nach einer Weile

selber den steilen Weg emporstiegen. Man konnte glauben, sich in einer riesenhaften Bastion zu befinden. Gewachsener Fels und menschliches Mauerwerk war zu gigantischen Wänden verbunden. Dicke Agaven, anzusehen wie faule Krokodile, wuchsen auf der spärlichen Erde zwischen den Felsen. Große, scheibenlose Laternen, zierlich geschmiedet, mit uralten, kaputten Ölbehältern unter den pyramidenförmigen Blechdächern, standen in verkommener Vornehmheit auf eisernen Trägern, die, alle hundert Schritte, in den Felsen oder die Mauer eingelassen waren. Diese Laternen allein waren schon ein Märchen. Wer mochte sie, auf dem Wege zu diesem morgenländischen Neste da oben, hier angebracht haben? Die alten Venezianer?

Etwas später saß ich über der Stadt auf einem Mäuerchen und schaute verzaubert in ein Gewebe von Farben hinein und hinab. Die Stadt war nämlich durchaus nicht nur weiß, wie es von weitem geschienen hatte, sondern bunt. Weiß war da in allen Tönen, aber auch Blau, viel Rosa, Orange und Gelb, Rot, Braun, Grün und Violett. Der ganze Regenbogen und noch mehr! Unten in der blauen Bucht lag niedlich wie ein Spielzeug unser Schiff. Ich saß da so und staunte, und hätte bald zu heulen angefangen, wie ein Kind, das den Heimweg verloren hat. Wo war ich denn nun eigentlich, und wo gehörte ich hin? Ach, nirgends mehr hin! Ich schwebte gleichsam wie ein Sternnebel im Raume, hatte meine Bestimmung noch nicht gefunden und fühlte die heftige Bedrängnis des Werdens. Irgendwo war ein Kern, und um diesen Kern würde sich vielleicht etwas ballen, würde Stoff und Drang von Geist gebändigt und geformt werden.

Selbst zu Hause, auf meiner kleinen Insel der Alltäglichkeit, dauerte es geraume Zeit, bis ich die Wege der Gewohnheit wieder bewusst, klar und ruhig zu gehen vermochte. Erst schritt ich wie ein Traumwandler hin. Denn die Heimat war mir in diesen wenigen Wochen, während den Tagen, da ich mich gewissermaßen in die Welt hinausgeworfen hatte, fremd geworden. Ich war wie eine Pflanze, die man ausgegraben hat und, nachdem sie ein bisschen taumelig und schwach geworden ist, wieder einsetzt. Ich musste erst wieder anwachsen. Das war nicht leicht zu überstehen. Es tat weh.

Aber schließlich begriff mein inneres Wesen doch, dass die Reise Segen und Wachstum bedeutete. Darf ich diesen Zustand der Freude und des Gedeihens mit einer Quelle vergleichen, die lange kein Wasser mehr hatte und endlich wieder zu strömen beginnt? Ja, ich fühlte, wie es gewissermaßen in mir zusammenfloss, wie es drängte, bis es hervordrängte.

Und was ich mir wünschte, nämlich reicher zu werden, ist nun doch wahr geworden, wie sehr und oft ich während der Fahrt auch geglaubt hatte, statt zu sammeln zu verschleudern. Ist es nicht köstlich, wenn ich im engen vaterländischen Raume, der mich nun auf abermals zehn oder zwanzig Jahre halten und behalten wird, plötzlich ausrufen darf: Rosige Frühe im griechischen Meer! Stunden in Epidauros! Spiel des Sonnenlichtes auf der Akropolis! Schreiender Esel vor den kastalischen Felsen! – und mehr und mehr! Bin ich nicht ein Magier, der nur den Zauberstab zu heben braucht? ...